

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 17 (1975)

Artikel: Puzi
Autor: Gartmann, Ulrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550648>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

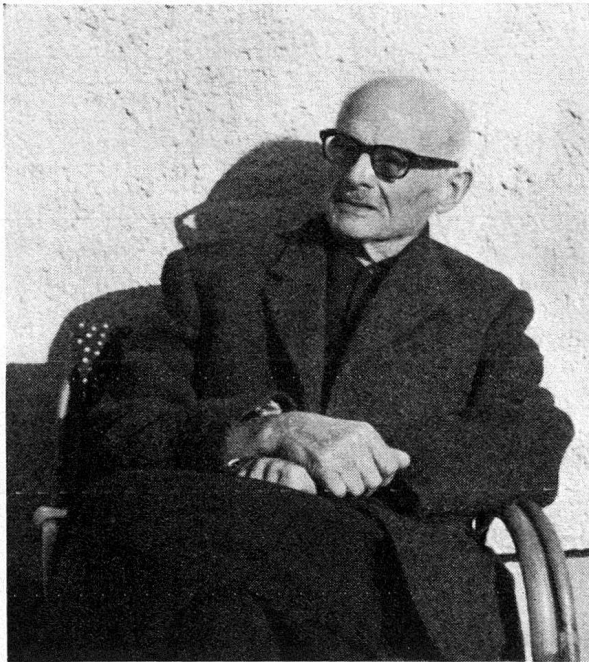
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Puzi

Erzählung von Ulrich Gartmann †

In Rothenbrunnen, wo er nach dem Rücktritt vom Lehramt seinen Lebensabend verbrachte, starb am 6. Januar 1974 Ulrich Gartmann. Gebürtiger Safier, hatte er gleich zahlreichen andern jungen Landsleuten das Seminar absolviert und dann nach verschiedenen Stationen im st. gallischen Tal jene Bedingungen gefunden, die ihm über vierzig Jahre hinweg den Primarunterricht an den dortigen Schulen ermöglichten. Er war keine trockene Lehrerseele, sondern ein vielbelesener Sucher und Finder. Seinem stillen Wesen und wohl auch seinem Heimweh nach den Gefilden der Jugendzeit entsprang die Liebe zur Schriftstellerei, der er während seines ganzen Lebens huldigte. Bald nach dem Krieg veröffentlichte er den vielbeachteten Roman «Peter Bandlis glücklicher Winter». Aber in seinen Mappen häuften sich auch noch andere Arbeiten, die er jedoch immer wieder zurückhielt. Erst nach seiner Rückkehr in die Heimat, wo er im

schönen Rothenbrunnen ein naturverbundenes Leben führen konnte, öffneten sich die Schleusen seines Schriftstellertalentes ganz, und seiner Feder entsprang eine Reihe wertvoller, eigenwilliger Erzählungen. Seine Hoffnung, auch noch einen zweiten Roman, den er nach seinem ersten entworfen hatte, veröffentlichen zu können, ging freilich nicht in Erfüllung. Altersbeschwerden und ein hartnäckiges Augenleiden hemmten seine Kraft und versagten ihm die letzte dichterische Erfüllung. Ulrich Gartmann zählt zu den eher spärlichen dichterischen Talenten, die Deutschbünden geschenkt wurden. Er wird deshalb nicht so rasch vergessen werden. Zum Gedenken an ihn veröffentlichen wir eine seiner Tiergeschichten, die trefflich sein zartes Wesen und seine Sprachkraft widerspiegeln.



Ulrich Gartmann

Es war an einem Novembernachmittag, als uns Nachbars Lotti das Tierchen ins Haus brachte und uns bat, es zu behalten. Es sei ein Waisenkind. Seine Mutter, eine verwilderte Katze, hatte es mit zwei andern in einem verlassenen Stalle zur Welt gebracht und kurze Zeit umsorgt. Dann war sie getötet worden von fahrenden Leuten, die dort übernachtet hatten. Die halbverhungerten Kleinen waren glücklicherweise von einem mitleidigen Kinde aufgefunden und mit liebevoller Mühe getränkt worden. Für zwei von ihnen hatte man nun schon ein gutes Plätzchen gefunden. «Und das dritte ist eben das», schloß Lotti.

«So behaltet es doch selbst!» wehrte ich ab.

«Oh ja, ja! Ich würde es gern behalten, sehr gern; ich habe es darum heimgebracht. Aber der Vater will's nicht. Wir haben schon zwei Katzen und einen Hund. Der Vater sagt, er wolle nicht noch mehr Kostgänger. Er will es töten. Bitte, bitte behalten Sie es!»

Ich schüttelte wortlos den Kopf. Ich liebe die Tiere. Aber dreimal innert zwei Jahren

war uns ein Kätzchen drüben auf der Straße überfahren worden; der Kummer über ihren Verlust nagte heute noch an mir. Sollte sich das nun zum vierten Male wiederholen? Das Tierchen von ganzem Herzen lieb gewinnen und es dann verlieren? Nein!

«Dann — dann muß es — —» Das Kind hatte Mühe, nicht in Weinen auszubrechen. Es drückte das Tierchen zärtlich an die Brust: «Du Liebes, Armes!» Dann setzte die Kleine es mit einer ungestümen Bewegung auf meine Hand. «So schauen Sie es doch an! Schauen Sie doch, wie lieb und schön es ist!»

Was ich in der Hand hielt, hatte gut darin Platz. Ein warmes, zappelndes Knäuelchen, ein Katerchen, vielleicht vier, vielleicht fünf Wochen alt, glänzend kastanienbraun, sehr hübsch gezeichnet mit goldfarbenen Bogenlinien, in beiden Weichen eine deutliche Herzform.

«Schön ist dein Kätzchen. Sogar sehr schön!», gab ich zu. «Aber daß es besonders lieb ist, läßt sich weniger behaupten. Sieh nur!»

Der Kleine fuchtelte bedrohlich mit seinen Krallenhändchen und biß mich in alle Finger, die er erreichen konnte.

«Ja, beißen und kratzen tut es gern», nickte das Mädchen unter Tränen lächelnd. «Es ist eben ein Wildling und läßt sich nicht gerne festhalten. Aber es tut nicht weh, oder?»

Nein, es tat wirklich nicht weh, so sehr der Knirps sich Mühe gab. Das wehrhafte Kerlchen fing an, mir zu gefallen. «Was meinst du dazu?» fragte ich meine Frau. Sie hielt die Augen geflissentlich von dem Tierchen abgewandt, ich wußte warum. Auch ihr ging jetzt durch den Sinn, was den andern dreien geschehen war. Sie hatte sich darüber nicht weniger gegrämt als ich und fürchtete neues Leid.

Aber töten durfte man dieses bildhübsche Katerchen nicht, das stand für mich fest. Ich stand auf und setzte es meiner Frau in den Schoß, und damit war sein Schicksal schon entschieden.

«Laß es vorderhand hier», sagte ich zu Lotti. «Frag aber weiter im Dorfe herum nach

einem Plätzchen, gelt! Und wenn du eines findest, so komm und hole deinen Schlingel ab.»

Lotti war glücklich. Sie nahm von ihrem Liebling zärtlich rührsamem Abschied, versprach auch, sich nach einem Plätzchen für ihn umzuschauen. Daß sie dieses Versprechen nicht gehalten hat, dessen bin ich gewiß.

Aber auch ich habe ein Versprechen nicht gehalten, ein törichtes Versprechen, das ich mir selber gab: ich wollte mich diesmal so wenig als möglich um unser neues Puzi kümmern, damit ich es nicht zu lieb gewänne.

*

Puzi durfte bis am Abend in der Stube bleiben, weil es so reinlich war und sich gewissenhaft meldete, wenn es genötigt war, ein Abörtchen aufzusuchen. Aber dann mußte es hinunter in den Keller, von der Gangtüre vier Stufen hinunter zur Kellertüre und dann noch einmal zehn Steinstufen hinab, weit, weit fort. Wohl hatte es dort unten ein weiches Bettchen und brauchte auch nicht zu frieren, weil dort der Ofen unserer Zentralheizung stand.

Armes Puzi! Es war ja noch so klein, so schutz- und hilfsbedürftig, so gar nicht gewohnt, allein gelassen zu werden. Und dann dieser gänzlich fremde, dieser unheimliche Ort! Wir entdeckten am nächsten Morgen, daß es gar nicht in seinem Bettchen geschlafen, daß es die ganze Nacht auf der obersten Treppenstufe hinter der Kellertür verbracht hatte, um uns näher zu sein. Als ich es in der zweiten Nacht wieder dort fand, elend, krank vor Bangen und trostloser Verlassenheit, als es sich flehend an mir festklammerte, da hatten seine Not und mein «Nichtkümmernwollen» ein Ende. Ich trug es hinauf in die Stube, holte eine warme Decke, bettete uns beide auf das Sofa und blieb die ganze Nacht mit ihm zusammen.

Puzi war glücklich. Es legte sich mir auf die Brust und fühlte sich geborgen. Aber ich war nicht gewohnt, die Nacht auf dem Rücken liegend zu verbringen. Behutsam drehte ich mich auf die Seite und bettete Puzi eng neben mich. Es ging nicht. Puzi fühlte sich mir nicht nahe genug. Um mich auch ganz

gewiß nicht zu verlieren, stieg es auf meine Schulter und versuchte dort ein Ruheplätzchen zu finden, versuchte es an meinem Halse, dann weiter unten, auf der Hüfte, — es ging einfach nicht. Ich mußte mich entschließen, mich wieder auf den Rücken zu legen, und so schliefen wir endlich beide ein, und am Morgen war Puzi wieder gesund.

Sollte das sich nun alle Nächte wiederholen? Nein, das denn doch nicht. Aber in den Keller mußte Puzi nicht wieder; es durfte in der Stube auf dem Sofa übernachten. Ich blieb die ersten Abende bei ihm, bis es einschlief, und versuchte dann, leise davonzuschleichen, was freilich nicht immer beim ersten Male gelang. Doch gewöhnte sich Puzi in der ihm wohlvertrauten Stube rasch an das nächtliche Alleinsein. Lieber, das gab es mir jeden Abend zu verstehen, lieber wäre es ihm freilich gewesen, wenn es mich hätte begleiten dürfen.

*

Die ersten Tage behielten wir unsern Kleinen in der Stube, wo aber ausreichend für seine Unterhaltung gesorgt war. Quer in einer Ecke stand eine schmale, offene Zeitschriftentruhe, und dahinter verborgen befand sich Puzis Spielzeuglager. Dort holte es hervor, was ihm gerade gefiel, und tollte und rollte damit in der Stube hin und her, jetzt mit einem von den Gummibällen, dann einem Fadenspüchchen, einem Glas- oder Tonkügelchen, einer Blech- oder Metallrolle. Nach einer Stunde etwa war der Spielzeugladen leergeräumt und den Wänden nach unter sämtliche Möbel verteilt, worauf Puzi sich für längere Zeit auf dem Sofa ausruhte. Aber bevor es sich hinlegte, mußte noch eines geschehen, was Puzi nie vergaß: seine beiden liebsten Spielzeuge durften nicht verlassen und unbeaufsichtigt irgendwo am Boden liegen, sie mußten mit auf das Sofa, wurden dort sorgfältig in eine Ecke gebettet, und dann, neben oder auf ihnen liegend, schlief Puzi beruhigt ein. Das eine dieser Sondernummern was das «Mäuslein», das Mama aus einem Stoffresten geknüpft hatte, das andere hatte sich Puzi selber erkoren und erkämpft. Es war ein kleines, graues Stofftäschchen, das mit ein paar Dutzend andern

Dingen auf dem Schreibtisch lag und von Puzi beharrlich immer wieder heruntergeholt wurde, bis ich es ihm endlich überließ.

So vergingen zehn oder zwölf Tage, ohne daß Puzi sich zu langweilen brauchte, und dann durfte es ins Freie. Es wurde ein milder Winter mit sehr wenig Schnee, der meist am gleichen Vormittage wieder wegschmolz. So konnte Puzi bald stundenlang draußen sein und erhielt auch sogleich Gesellschaft. Das war Nachbars Mutz, ein hellfarbig gescheckter Kater, ein mächtiger Kerl, aber gutmütig und unserem Puzi bald äußerst wohlgesinnt. Die beiden spielten Verstecken und Fangen in den Büschen des Gartens, rauften sich zwischen hinein auch ausgiebig, und der Starke ließ sich von dem Schwächeren nicht wenig gefallen. Wenn aber Puzi seine Zähne und Krallen gar zu rücksichtslos gebrauchte, dann konnte auch Mutz seine Geduld verlieren, und es war dann ratsam, den kleinen Raufbold aus der Umarmung des Großen zu befreien, worauf er davonrannte und sich irgendwo versteckte. Aber nicht lange. Fast immer war es Puzi, der von neuem über seinen inzwischen beruhigten Gegner herfiel.

Dann waren da natürlich auch die Bäume, die Unterhaltung boten, die Lärchen, Birken, Ebereschen und der Mehlbeerbaum. Da hatte Puzi freilich noch einiges zu lernen. Hinauf, ja, da ging es leicht. Aber dann war man oben und wagte sich nicht mehr herunter. Das gute Puzi glaubte kopfvoran absteigen zu müssen und war ratlos, weil das nicht ging. Da saß es denn oft lange in der Höhe und fühlte sich recht unbehaglich. Daß jeweilen auch Mutz zu ihm hinaufstieg mit der deutlich erkennbaren Absicht, seinem Kameraden beizustehen, half ihm auch nicht herunter. Aber dann war immer noch der Hausherr da. Der setzte wohlweislich seinen ältesten Hut auf und stellte sich dann unter den Baum, und nach einigem Fürundwider wagte Puzi den Sprung auf seine Schulter oder seinen Kopf.

Doch das war nur in den ersten paar Tagen so. Später lernte Puzi die Bäume nicht weniger gründlich zu bemeistern als sein Kamerad.

In einem aber stand es weit hinter diesem zurück. Während der große, starke Mutz mit den meisten Hunden der Nachbarschaft auf du und du stand, konnte der Kleinere sich mit diesen allzulauten Gesellen nicht befreunden. Es war von ängstlicher Natur, unser Puzi, und fühlte sich im Freien lange Zeit nur sicher, wenn die Haustür ein Spältchen breit offen stand. Sobald unten auf dem Feldwege jemand vorbeiging, ja auch dann, wenn es näherkommende Stimmen hörte, sprang es über die Schwelle, streckte vorsichtig den Kopf heraus und guckte und wagte sich erst wieder ins Freie, wenn weit und breit niemand mehr zu sehen und zu hören war. Später freilich, als es schon größer und stärker geworden war, da gab es noch einen zweiten Zufluchtsort: das Fenstersims, das immerhin gegen anderthalb Meter über dem Erdboden lag und genügend Sicherheit versprach.

Inzwischen rückten die winterlichen Feiertage heran. Eine fröhliche, selige Zeit, gewiß. Aber sie stellte uns vor die Frage: durften wir Puzi in der Stube übernachten lassen, wenn dort der geschmückte Christbaum stand? Nein! Da konnte sehr Unliebsames geschehen. Es ging nicht anders, Puzi mußte in den Keller.

Wir machten unserem Liebling den Wechsel leichter, indem wir ihn schon ein paar Tage vor Weihnachten daran gewöhnten, erst einmal das Mittagsschläfchen in seinem Kellerbettchen zu halten. Puzi nahm das ziemlich gelassen hin, hatte es doch schon oft dort unten Mama bei der Heizung «geholfen». Und als es schräg über dem Ofen gar noch die Öffnung zum Unterlüftungsraum entdeckte und dort hinten einen Haufen Holz- wolle fand, da war die Quartierfrage für uns und für Puzi überaus erfreulich gelöst: Herrlich war es dort hinten, auch bei Nacht; da konnte ihm die Stube samt dem Sofa gestohlen werden!

*

Puzi war nun schon ein recht ansehnliches Katerchen geworden, und die nächste Umgebung des Hauses genügte seiner wachsenden Unternehmungslust nicht mehr. Daß unser Haus am äußersten Rande des Dorfes steht,

dort, wo ein selten begangener Feldweg zunächst durch Wiesen und dann in einen ausgedehnten Buschwald führt, ich glaube, darüber war Puzi nicht weniger froh als ich. Anfänglich nahm es meine Begleitung dankbar an, wir blieben hübsch beisammen, verweilten uns bei mildem Wetter halbe Vormittage in irgendeiner Lichtung, der Kleine übte sich im Klettern oder ließ sich von seiner Wundernase zu allerhand Entdeckungen führen, und wenn seine Neugier gestillt war, kehrten wir miteinander nach Hause zurück.

Lange blieb das nicht so. Puzi fing an, sich in die dichtesten Büsche zu drängen, wo ich ihm nicht nachfolgen konnte oder mochte, und wenn ich ihm zur Heimkehr rief, so ließ es sich nicht herbei, zu erscheinen. Nun, da machte man keine Umstände mit dem widerspenstigen Herrchen, wenn das nicht allzufern vom Hause geschah. Mochte es heimkommen, wann es ihm beliebte! Auf Wiedersehen, Puzi! Ein oder zweimal aber fiel es ihm ein, sein schlimmes Spiel so weit vom Hause entfernt zu treiben, daß ich dem immerhin noch recht unerfahrenen Kerlchen den richtigen Heimweg nicht ohne weiteres zutraute. Da ging ich denn kurz vor Mittag noch einmal hin, als es noch immer nicht heimgekommen war, und brauchte jetzt nicht mehr zu rufen. Ja, da kam es gemächlich angeschlendert, und sein ganzes Gehaben sagte deutlich: Hab ich's doch gewußt, «er» läßt mich nicht im Stich!

Dann kam bald der Tag, an dem Puzi auf meine Begleitung gänzlich verzichtete. Es dauerte ihm zu lange, bis der Siebenschläfer endlich erschien; gleich nach seinem Frühstück machte es sich vorsichtig ausschauend auf den Weg und war bis gegen Mittag nicht mehr zu sehen. Es fiel mir nicht ein, es zu suchen. Wo es den Hinweg selber fand, konnte es auch den Rückweg finden. Und eine gute Weile vor dem Mittagessen war es auch immer wieder da.

Größere Besorgnisse erwachsen mir, als mit den mildereren, längeren Tagen Puzis Buschwildnis aufzutauen und sich mit vielfältigem Leben zu erfüllen begann. Da fing es an, auch am Abend gleich nach dem Nacht-

essen auszurücken. Es war dann noch hell, wir sahen es langsam und vorsichtig sich umsehend seinem Staudenjagdrevier entschleudernd, langsam wie ein Spaziergänger. Wenn wir ihm beide eindringlich riefen, konnte es geschehen, daß es umkehrte. Es blieb dann stehen, schaute zu uns herüber, besann sich ein bißchen, und gleich war es wieder da. Aber warum es nicht gehen lassen, wenn es die Jägerei doch so freute! Blieb es ungerufen, so wurden seine Schritte immer eiliger, und hatte es den halben Weg hinter sich, so schoß es wie ein Pfeil dem Buschrand zu.

War es nach etwa zwei Stunden noch nicht zurück, so ging ich es holen. Ich glaube, Puzi wartete darauf, es wußte ja, daß «er» es nicht im Stiche ließ. Es war dann schon recht dunkel, aber wenn ich rief, sah ich vom Buschrande her einen schwarzen Schatten eilig auf mich zufahren, und dann war es wirklich Puzi, und es rieb dankbar und zärtlich sein Köpfchen an meinen Beinen und war mächtig froh und ich auch.

Doch war das nur die ersten paar Tage so. Später und besonders an schönen Abenden mußte ich immer weiter fort den Buschrändern entlang streifen, und es dauerte oft recht lange, bis das Kerlchen zu erscheinen geruhte und sich mit mir auf den Heimweg machte. Ja, ein- oder zweimal geschah es sogar, daß der Spitzbube mir auf halbem Heimwege wieder davonrannte, weil er nicht «schon» heimkehren wollte. Nun, da blieb eben nichts anderes übrig, als an einem Fenster die Läden noch geöffnet zu lassen. Eine Weile später stand er dann richtig am geöffneten Fenster und wurde mit einem tiefen Aufatmen hereingelassen.

Ich glaube, daß Puzi dort hinten in den Büschen die glücklichsten Stunden seiner Tage erlebte, und kann mich eines einzigen Tages erinnern, an dem es dort vermutlich viel mehr Ängste als Freuden zu kosten bekam. Das war einer jener schönen Maisonntage, an denen es die Menschen unwiderstehlich ins Freie, ins Grüne lockt. Den ganzen Tag, vom Morgen bis zum Abend, wimmelte es auf Puzis stillen Buschwegen von allerhand Volk, von lärmenden Kindern, von streunenden

Hunden. Sicher wäre das arme Kerlchen gerne heimgekehrt, aber es fand den Weg nie frei. Und «er» ließ sich auch nicht sehen, er hatte Besuch und konnte sich erst am Abend spät um sein Puzi kümmern. Es war schon völlig Nacht, ich suchte lange, lange, suchte alle Büsche ab, in denen ich meinen Liebling sonst immer gefunden hatte, ich rief, lockte — keine Antwort. Ohne jede Hoffnung, Puzi noch zu finden, arbeitete ich mich endlich durch das Gestrüpp eines fernen, kaum gangbaren Buschweges, traurig und schon zur Heimkehr entschlossen — und auf einmal war Puzi da, aus dem unwegsamsten Gestrüpp heraus. Sicher war es von Hunden dort hineingehetzt worden und hatte sich nicht mehr herausgewagt. Und nun war «er» doch gekommen, endlich, endlich, und es ist schwer zu sagen, wer an diesem Wiederfinden die grössere Freude hatte.

*

Aber Puzi hatte nicht nur seine Staudenabenteuer, es lebte und erlebte auch mit uns zusammen, im Hause und ums Haus herum.

Puzis Tag begann um sieben Uhr. Dann stieg «sie» die Kellertreppe herunter, um die Heizung zu besorgen. Aber der Ofen konnte warten, Puzi konnte es nicht. Es mußte ihm sogleich nachdrücklich und wiederholt bestätigt werden, daß es noch immer das vielgeliebte Puzi sei. Erst wenn es in dieser Hinsicht beruhigt war, konnte Mutter mit ihrer Arbeit beginnen. Sie öffnete das Ofentürchen, reinigte den Rost, schüttete neue Kohlen nach, und Puzi schaute zu. Dabei geschah ihm freilich das Malheur, daß es zu nahe an das glühendheiße Ofentürchen geriet und sich das halbe Schnäuzchen sauber wegbrannte. Nun, in zwei, drei Wochen hatte das verunzierte Puzi sein Schnäuzchen wieder beisammen, aber an den Ofen ging es nicht mehr heran, es schaute von der entfernten Kellertreppe aus zu.

Dann stiegen die beiden langsam die Treppe hinauf, Puzi verlangte und erhielt auf jeder Stufe noch einige Liebkosungen, und dann bekam es in der Küche sein Frühstück. Und nachher? «Er» war nirgends zu erblicken,

«sie» stand am Schüttstein und spritzte heißes Wasser um sich, was sollte Puzi da tun? Es begehrte ins Freie, und wenn ihm das Wetter freundlich genug schien, wanderte es hinüber in seine Jagdgelände.

Aber zum Mittagessen war Puzi wieder da. Meist erschien es so gegen elf Uhr am Fenster und legte sich dann breit auf den Stubentisch. Warum auch nicht! Ich glaube, Puzi fühlte dort oben am stärksten, daß auch es ein Mitglied der Familie war. Und außerdem hörte es von dort aus am besten, was draußen in der Küche vorging. Vernahm es von dort her ein besonders verheißungsvolles Geräusch, so war es mit einem Sprung an der Stubentür und lauerte dort, bis sie ihm aufgetan wurde.

Und wenn es gespeist hatte, stellte es sich sogleich an die Gangtür, die zum Keller hinunterführte. Nach dem Mittagessen machte man sein Schläfchen, da gab es nichts daran zu rütteln! Auch «er» und «sie» ruhten dann, und es war sehr still im Hause.

So um viertel nach zwei ging die Kellertür wieder auf. Sogleich war Puzi da und blieb bei uns bis zum Abendessen. Gesegnete Nachmittage! Bei gutem Wetter verweilten wir uns alle drei vor dem Hause. Wir Alten saßen auf dem Ruhebänkchen, unser Kleiner spielte mit Mutz oder jagte den Fliegen, Schmetterlingen und Käfern nach und fand alle Augenblicke etwas Gutes zum Verspeisen. War er müde, so legte er sich ein Weilchen auf das Fenstersims oder auf die sonnenwarmen Steinplatten, oder er machte eines von uns beiden froh, indem er sich auf seinen Schoß setzte, um sich liebhaben zu lassen.

Aber auch bei Regenwetter hielt es Puzi nicht allzulange in der Stube aus. Wohl ließen sich auch da allerhand Untersuchungen anstellen. Man konnte mit seinen emsigen Pfötchen alles irgendwie Interessante aus dem Papierkorb oder aus den Fächern und Briefhaltern des Schreibtischs herausfischen. Sehr kurzweilig waren auch die Versuche mit den Ketten und Gewichten oder gar mit dem Pendel der Wanduhr. Aber immer wieder stellte Puzi sich unter das Fenster und hatte eine so fordernde Art, abwechselnd auf mich und auf

das Fenster zu blicken, daß ich ihm seinen Wunsch nicht verweigern konnte, wenn es auch ein Halbdutzendmal hinaus und gleich darauf wieder hereingelassen werden wollte.

Vor dem Nachtessen wiederholte sich das gleiche Wartespiel wie am Mittag, und nachher eilte Puzi wieder nach seinen Jagdrevieren, wenn das Wetter nicht gar zu unfreundlich war.

Es wurde meist nicht allzuspät, bis wir es wieder bei uns in der Stube hatten, selten mehr als halb acht, acht. Glückvolle Abendstunden! Puzi bei uns und nur für uns da! Da war kein Mutz mehr herum, mit dem man sich balgen konnte, da waren keine Schmetterlinge, keine Käfer, keine — doch, Fliegen waren da! Aber zuerst kam immer etwas anderes. Zuerst half Puzi «ihm» die Schuhbündel lösen, eine besonders reizvolle Arbeit, die oft nicht wenig Zeit in Anspruch nahm. Und dann wandte es sich Mama zu, die am Tische saß und die Zeitung las oder strickte. Nun, daß es sich auf die Zeitung legte und immer gerade dorthin, wo Mama lesen wollte, das wurde ihm nicht übel genommen. Schlimmer war es, wenn es sich so eifrig in ihre Strickarbeit mischte, daß sie liebevoll aufgebracht damit aufhören mußte. Ja, und dann kamen die Fliegen an die Reihe, die um die Lampe surrten oder oben an der Decke krochen. Bestimmt hatte Puzi alle Anlagen zu einem großen Jäger, er brachte es irgendwie fertig, sie auf den Tisch herunterzuhypnotisieren.

Aber auch dieses Spiel wurde allmählich uninteressant, und dann kam «er» wieder an die Reihe, der im Lehnstuhl lag und las. War er stumpfsinnig genug, um nicht zu merken, daß man etwas von ihm wollte, so mußte man deutlich werden: Puzi richtete sich am Lehnstuhl empor und stupfte ihn mit dem Pfötchen: So mach doch etwas mit mir! Ja, dann mußte er wohl! Er legte sich längelang zu Puzi auf den Boden, formte aus dem kleinen Teppich an der Tür eine Rolle, Puzi kroch dort hinein, und das wurde dann ein herrliches Spiel. Oder «er» neckte Puzi, indem er «das Täschchen» und «das Mäuslein» vom Sofa herunterholte, worauf sie von diesem

aufgebracht wieder an ihren richtigen Ort zurückgebracht wurden. Kurzum, der Alte und der Junge unterhielten sich großartig, die Zeit verging im Fluge, und endlich wurden beide müde; der Alte legte sich in den Lehnstuhl und der Junge in die Teppichrolle.

Und dann kam der Schluß der allabendlichen Unterhaltung. Puzi stellte sich vor «ihn» hin und sah «ihn» so lange unverwandt an, bis ihm endlich ein Licht aufging: Aha, jetzt will Puzi den Lehnstuhl für sich haben! Worauf er diesen selbstverständlich sofort freigab. Ein kleines Weilchen noch durfte Puzi sich des eroberten Ruheplätzchens freuen, dann aber fanden die Alten, daß es Zeit für den Kleinen sei, schlafen zu gehen. Zuweilen war auch Puzi gleicher Meinung. Es stellte sich an die Stubentür, dann an die Gangtür und tat deutlich die Absicht kund, sich zur Ruhe zu begeben. Wir begleiteten es natürlich beide in den Keller. Dort wurde es von beiden abwechselnd noch einmal und noch einmal ans Herz gedrückt und endlich mit den wärmsten Gutenachtwünschen und einigen Katzenbrötchen allein gelassen.

Auch Mama ging gleich darauf schlafen. Was sollte sie ohne Puzi denn noch tun! Ich aber gab mir ängstlich Mühe, so leise als möglich aufzutreten, um den Kleinen unter mir in seiner Nachtruhe nicht zu stören.

Ein besonderes Fest brachte jedesmal der Samstagabend. Da saßen Papa und Mama beide am Tische, Puzi natürlich auf dem Tische, und es erschienen eine Flasche Wein und eine Flasche Mineralwasser. Puzi roch an den Gläsern mit dem dunkelfarbigem Inhalt, aber sehr vorsichtig; es hatte sich einmal an Papas heißem Kaffee das Näslein verbrannt.

Nein, daß Puzi so dabeisaß und zusehen mußte, das ging natürlich nicht; es mußte ein drittes Glas her! Darein kam ein bißchen Mineralwasser, und nun hatte auch Puzi sein Fest. Es stellte sich vor sein Glas hin, tauchte abwechselnd ein paarmal das linke, dann das rechte Pfötchen in das Naß und leckte es jedesmal eifrig ab, und sicher fühlte es sich bei dieser Beschäftigung mit Wonne den andern beiden gleichgestellt und ebenbürtig.

Wie entzückend es bei diesem genießerischen Tauchen und Lecken aussah, davon ahnte es natürlich nichts.

*

Und nun muß ich mit schwerem Herzen von Puzis Krankheit und Tod erzählen.

Drei oder vier Tage vor Pfingsten begann Puzi das Speisetellerchen zurückzuweisen, fraß nicht, trank nicht. Wir maßten dem anfänglich keine Bedeutung zu; es hatte auch früher schon mehrmals einen Tag lang gefastet. Es hatte sich wohl den Magen verdorben, hatte vielleicht im Busch etwas Schädliches gefressen. Auch am Donnerstag und Freitag fraß Puzi nicht. Das arme Kerlchen trat eifrig an den mit Leckerbissen gefüllten Teller heran, neigte sich darüber — dann wich es heftig zurück, wandte sich ab und ging davon. Aber am Freitag erbrach es eine gelbe, schleimige Masse. Wir atmeten auf: Nun hatte es den Magen entleert, nun konnte es wieder gesund werden! Am Samstag begann es wieder zu trinken: Wasser, Wasser! Wir bekamen an diesem Tage Besuch, eine Frau, die sich auf Katzen verstand, wie sie sagte. Als sie Puzi in der Stube ein Weilchen mit dem «Mäuslein» und dem «Täschchen» spielen sah, lachte sie uns wegen unserer Besorgnis aus.

Aber am Sonntag stand es mit Puzi viel schlimmer. Es war im Gehen behindert, lag die meiste Zeit in Mamas Stube auf dem Sofa, ließ sich dann schwerfällig zu Boden fallen und suchte das Freie auf, die warme Sonne, dann einen schattigen Busch. Gegen Abend lag es wieder auf dem Sofa, dann wünschte es in den Keller zu gelangen, wir ließen ihm seinen Willen. Im Keller suchte es sein Abörtchen auf, dann stieg es wieder herauf, mühsam, mühsam, alle zwei Stufen mußte es ein Weilchen ausruhen. Nun erkannten wir endlich, wie schlimm es um Puzi stand. Ein Tierarzt? Welcher Tierarzt würde bereit sein, am Pfingstsonntag von weither zu kommen, um eine kranke Katze zu behandeln! Wir mußten wohl bis am Dienstag warten. Wir zwangen das arme Tierchen, ein wenig Milchkafee mit Cognac zu schlucken. Am Abend überlegte ich, ob ich die Stube heizen und mit Puzi auf

dem Sofa übernachten sollte. Ich brachte es in sein kühles Kellerbettchen, aber wohl war mir nicht dabei. Am Morgen um halb fünf stieg ich hinunter. Puzi kauerte krank und frierend in seinem Bettchen, die eingezwängte Flüssigkeit hatte es erbrochen. Ich nahm es mit hinauf ins Schlafzimmer. Es legte sich sogleich Hilfe und Wärme suchend an Mamas Hals, dann lag es still neben mir auf der warmen Decke.

Am Vormittag läuteten wir mit wenig Zuversicht einen Tierarzt an, aber oh Glück, er versprach, gegen Mittag zu kommen. Als ich Puzi die frohe Kunde mitteilen wollte, war es verschwunden. Ich suchte, suchte. Endlich fand ich es im Nachbargarten unter einem Busch. Ich weiß heute, was dich dorthin getrieben hat. Du wolltest dort in Ruhe sterben. Hätte ich dich doch dort gelassen!

Wir saßen mit ihm vor dem Hause auf dem Bänklein, hielten es abwechselnd im Schoße, und Puzi bewegte dankbar das Schwänzchen, wenn wir es streichelten.

Dann kam der Arzt. Er gab wenig Hoffnung: eingesunkene Augen, tiefe Temperatur! Puzi bekam aber doch eine Spritze, wenn es sich vielleicht erholte, sollten wir ihm ein wenig lauen Milchkaffee eingeben. Dann schlief Puzi auf dem Sofa, ich lag neben ihm. Nach vielleicht zwei Stunden öffnete es die Augen, sie glänzten heller als vorher, wie mir schien. Voller Freude rief ich Mama, sie brachte den Milchkaffee, und nun geschah das, was nie hätte geschehen dürfen, was mich mein Leben lang quälen wird. Die Besucherin hielt Puzi fest, ich öffnete mit Gewalt sein Mäulchen, und Mama goß ihm zwei Teelöffel voll ein. Das arme Tierchen wehrte sich mit äußerster, letzter Kraft, wehrte sich in Qual und Entsetzen. Umsonst. Wir drei Helden waren stärker.

Als die Gewalttat geschehen war, erkannte ich mit eisigem Schrecken, was wir Übles getan. Ein grauenhafter Ausdruck von Verzweif-

lung, von trostlosestem Verlassensein lag in Puzis Gesichtchen: Was habt ihr mir getan!

Ich legte Puzi wieder auf sein Kissen. Nach einiger Zeit sah ich, daß es nicht mehr atmete.

War es infolge unserer Heilkünste erstickt? Hatten wir es gemordet? Wäre es wieder gesund geworden, wenn wir die Gewalttat unterlassen hätten? Böse, böse Fragen!

*

Ich grub Puzis Grab in einem Blumenbeet an der Hauswand. Es bekam Blumen in sein letztes Bettlein, viele Blumen und «das Mäuslein» und «das Täschchen». An diesem Gräblein bin ich hundertmal gestanden und habe Puzi um Verzeihung gebeten, Verzeihung für das, was wir an ihm versäumt, Verzeihung für das, was wir ihm Leides getan.

Wir erfuhren später, daß Wellen einer Katzenseuche durch das Land gingen und daß Puzi nicht allein daran gestorben war. Das vermochte meine Reue etwas zu mildern, aber nicht, sie zu tilgen. Hätten wir den Tierarzt zwei Tage, nur einen Tag früher gerufen, vielleicht hätten wir unser Puzi noch. Und daß ich es in seiner letzten Nacht allein im Keller ließ, frierend und elend, dann unser böser Gewaltstreich und die Erinnerung an Puzis Gesichtchen, als er geschehen war, das hat mich viele Monate lang gequält.

Ich bin nun ruhiger geworden, aber auch sehr bescheiden. Es ist ja nicht üblem Willen zuzumessen, was wir an Puzi gefehlt, dafür hatten wir es viel zu lieb; es ist meine Unzulänglichkeit, die zu seinem Tode geführt hat.

Nun ist es ein Jahr, seit Puzi starb. Wenn ich in der Abenddämmerung nach dem Buchwäldchen schlendere, dann geschieht es mir zuweilen, als käme das dunkle Puzibündelchen von den Büschen her eilig auf mich zu, als drückte es zärtlich sein Köpfchen an meinen Fuß. Das erfüllt mich jedesmal mit unsagbarer Freude, ich fühle dann, daß Puzi mir verziehen hat.